

Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
Band: 233 (1960)

Artikel: Peru : zu unserem Farbenbild
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-655983>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 27.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Peru

Zu unserem Farbenbild

Peru bietet dank seiner landschaftlichen Mannigfaltigkeit, seiner alten Kultur und der bodenständigen Indianerbevölkerung uns Schweizern eine Fülle unvergeßlicher Eindrücke. Vor wenigen Jahren noch galt eine Reise nach diesem fernen Lande als langwieriges und umständliches Unterfangen. Es darf uns deshalb mit berechtigtem Stolz erfüllen, wenn wir nunmehr eines Nachmittags unser Swisair-Flugzeug in Zürich oder Genf besteigen können, das uns wohlbetreut wie zu Hause über den Atlantik trägt und am Mittag des nächsten Tages in Rio de Janeiro wieder auf festen Boden setzt. Von dieser wegen ihrer wundervollen Lage vielgerühmten Hauptstadt Brasiliens bringt uns ein Flugzeug in 12 Stunden an die Küste des Pazifik, nach Lima, der Hauptstadt Perus.

Zwei Tatsachen bringen uns die trotz der kurzen Reisedauer gewaltige zurückgelegte Distanz zum Bewußtsein. Wenn wir daheim zur Sommerzeit abgereist sind, befinden wir uns hier mitten im Winter; das bedeutet in Lima für uns recht angenehme Temperatur, aber Nebel und menschenleere Seebäder. Überdies muß unsere Schweizer Zeit zeigende Uhr um 6 Stunden zurückgestellt werden, was uns zwar nicht jünger macht, aber dem peruanischen Tagesablauf anpaßt.

Lima hat in seinen älteren Stadtteilen das Aussehen einer spanischen Stadt. Seine Kirchen und Paläste in überreichem Barockstil werden leider mehr und mehr überschattet von nüchternen Allersweltsbauten aus Beton, Glas und Eisen. Außerhalb des Stadtkerns erstrecken sich vornehme Villenviertel bis an die Küste. Bewundernswert ist der Blumenreichtum in all den Gärten, besonders wenn man weiß, daß er wegen des mangelnden Regens nur durch künstliche Bewässerung erzielt werden kann. Es bestehen denn auch seit uralten Zeiten großzügige Bewässerungsanlagen in der schmalen, aber verhältnismäßig dicht besiedelten Küstenebene des Landes. Wo Wasser hingeleitet wird, bringt der fruchtbare Boden Baumwolle, Zuckerrohr, Mais und Reis hervor, wo das befruchtende Raß jedoch fehlt, dehnt sich trostlose Sandwüste aus. Gewaltige, bis 80 m hohe Dünen

werden darin vom Meerwind aufgebaut, so daß vom Flugzeug aus der Eindruck eines vom Sturm aufgewühlten Meeres entsteht.

Ganz Peru wird parallel zur Küste durchzogen von zwei Bergketten, aus denen im südlichen Landesteil zahlreiche, zum Teil tätige Vulkane emporragen als Mahnzeichen des nicht zur Ruhe gekommenen Erdbodens. Im Norden von Lima erreicht die näher der Küste gelegene Kette eine Meereshöhe von über 6700 m. Sie ist das höchste Tropengebirge der Erde, und ihre Gipfel- und Gletscherwelt wird jeden Bergfreund begeistern.

Diese westliche der beiden Andenketten ist die Wasserscheide zwischendem nahen Pazifischen Ozean und dem Stromgebiet des Amazonas. Über 4000 m hohe Pässe müssen von Bahnen und Straßen überwunden werden, um die Küstenebene mit den jenseitigen Minengebieten, den fruchtbaren Tälern Ostperus und der abflußlosen Hochsteppe am Titicacasee zu verbinden. In zahlreichen Spitzkehren erklimmt die kühnste dieser Bahnen mit Normalspur und ohne Zahnrad in fünf Stunden von Lima eine Meereshöhe von 4780 m, also nahezu diejenige des Mont-Blanc-Gipfels. Schon manchen Reisenden hat sie dabei unliebsam mit der Bergkrankheit bekannt gemacht.

Die reinblütigen Indianer bilden ungefähr die Hälfte der Gesamtbevölkerung Perus. Da der Großteil der Weißen und Mischlinge in der Küstenebene lebt, kommen wir in den Berg- und Urwaldgebieten Ostperus in das Reich der Indianer. Sie sind die Nachkommen des stolzen Herrenvolkes der Inkas, klein von Statur, behende und leistungsfähig selbst in Höhen, wo uns beinahe der Schnauf ausgeht; wir vermissen jedoch bei ihnen den Frohmuth der Indianer Mittelamerikas und Mexikos. Im Vergleich mit der Kirchenstille eines peruanischen Indianermarktes ist unser Berner Märkt geradezu ein Bild überschäumender Lebensfreude. Tausende von Indianern arbeiten in den hauptsächlich Blei und Kupfer liefernden Minen, der Großteil aber ist in der Landwirtschaft tätig.

Wo die aus den feuchtwarmen Ebenen im Osten aufsteigenden Wolken genügend Regen bringen, gedeihen Weizen, Gerste, Mais, Reis und die von hier nach Europa gekommene Kartoffel. Von altersher wird Coca gepflanzt; das Rauhen der Cocablätter hilft dem Indianer über körper-

lichen Schmerz und seelische Mühsal hinweg. Leider aber sind die bedauernswerten Opfer übermäßigen Genußes nicht allzu selten. Vieh wird ausnahmsweise bis auf 4000 m Meereshöhe hinauf gehalten. Von großer Bedeutung ist die Schafzucht mit einem Gesamtbestand von schätzungsweise 16 Millionen Tieren. Dem Fremden fällt das seit Jahrhunderten im peruanischen Hochland als Haustier gehaltene Lama auf; es ist Tragtier und liefert Fleisch und Wolle. Feinere Wolle gewinnt man vom Alpaca, einem Verwandten des Lama, und geradezu Luxuspreise werden für die Felle der wild lebenden Vicunas bezahlt.

Die bedeutendste Siedelung im Hochland Perus ist Cuzco, die Hauptstadt des ehemaligen Inkareiches, das sich nach Norden und Süden weit über die Grenzen des heutigen Peru ausdehnte. Das Gerücht von den sagenhaften Reichtümern der Inkas drang auch zu den Spaniern, die sich in den zwanziger Jahren des 16. Jahrhunderts in Mittelamerika festgesetzt hatten. Unter Ausnutzung des Zwists zwischen den Inkaherrschern, mit bewundernswerter Tapferkeit, aber auch unter Zuhilfenahme verwerflichster Mittel gelang es den beiden spanischen Abenteurern Pizarro und Almagro mit einer Handvoll Leuten, das Inkareich zu erobern. Trotzdem die Spanier zahlreiche Paläste und Tempel zerstörten und seither mehrere Erdbeben großen Schaden anrichteten, kann man heute noch in und um Cuzco die Baukunst der Inkas bewundern.

Einen guten Begriff davon vermittelt die in der weiteren Umgebung Cuzcos gelegene einstige Inkastadt Machu Picchu (ausgesprochen: Matschu Pittschu), die unser Farbenbild zeigt. Man erreicht Machu Picchu mit einer Schmalspurbahn, die einem Zufluß des Amazonas entlang in die Urwaldwildnis hinabfährt. Wo sich das Tal zwischen steilen Granitwänden zur Schlucht verengt, liegt die verlassene Stadt 500 m über dem Fluß in einem Sattel zwischen zwei markanten Gipfeln. Erst seit kurzem führt ein Sträßchen in mehreren Kehren von der Bahnstation dort hinauf; früher, selbst in ihrer Blütezeit, war die Stadt nur durch einen schmalen Fußpfad mit der Außenwelt verbunden, da die Inkas keine Wagen benutzten. Dank ihrer Weltabgeschlossenheit blieb

die Siedlung von den Spaniern unbeachtet; erst 1911 wurde sie von einem amerikanischen Forscher im Dickicht entdeckt und freigelegt. Abgesehen von den fehlenden Strohdächern und den in Museen verbrachten Töpfereien, Silber- und Bronzegegenständen zeigt die Stadt den Zustand, in dem sie von ihren letzten Bewohnern verlassen wurde.

Wir blicken im Bilde auf ein Wohnviertel der Stadt herab; nach links schloß sich der Tempelbezirk an. Die Quader des sorgfältig erstellten Trockenmauerwerks stammen aus dem anstehenden Granitfels. Sie wurden für die wichtigeren Gebäude poliert und beinahe fugenlos ohne Mörtel zusammengefügt. Außerhalb der Stadt wurde das steile Gelände terrassiert, um Anpflanzungen zu ermöglichen.

Reste einer Stadtmauer, weitere Bauten mit militärischer Zweckbestimmung und Signaltürme auf den benachbarten Gipfeln, wovon sich einer auf dem im Bilde sichtbaren Gebirgsstock erhob, lassen den Schluß zu, daß der Ort auch als Stützpunkt kriegerischer Unternehmungen gedient hat. Im übrigen aber sind Alter und Bedeutung der ganzen Anlage umstritten.

Neben den Bauwerken sind die in den Museen zur Schau gestellten Geräte und Schmuckstücke, besonders aber die farbenprächtigen Webereien, Beweise für die Kunstfertigkeit der Inkas. Es ist erfreulich, daß sie bei ihren Nachkommen trotz der während Jahrhunderten erduldeten Unterdrückung und anderer widriger Umstände nicht ganz verlorengegangen ist.

Was ihm gebührt...

In einer Gesellschaft, welcher auch Lehár bewohnte, unterhielt man sich über verschiedenes und kam auch auf Musik zu sprechen.

„Denken Sie sich nur“, meinte ein bekannter Operettendirektor, „der Komponist der neuen Operette, die an meinem Theater herauskommen soll, ist mit dem Lantiemensatz nicht zufrieden!“ – „So etwas“, mischte sich da Lehár in das Gespräch, „dem gebührt doch keine Lantieme!“ – „Wie so?“ fragte der Direktor interessiert. – „Nun“, entgegnete Lehár, „höchstens – Finderlohn!“

J. B.



Farbphoto Grubenmann, Bern

Die Inka-Stadt Machu Picchu in Peru, deren Ruinen
erst 1911 entdeckt wurden (vgl. nebenstehenden Text)